

Wilfried Kruse

## Von der Schule in den Beruf: auch heute noch ein schwieriger Übergang?"

Zum 25jährigen Jubiläum des Zentrums für Schule und Beruf Bremen

### **25 Jahre ZSB – 10 Jahre Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative**

Als Allererstes möchte ich gratulieren: dem Land Bremen für die frühe Umsicht, diese Stelle einzurichten, und Ihnen, die sie tragen, ausrichten und lebendig halten, für Ihre Ausdauer in einem sehr wichtigen gesellschaftlich-kommunalen Handlungsfeld. Als Koordinator der Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative, die für „Kommunale Koordinierung und Lokale Verantwortungsgemeinschaft“ am Übergang Schule-Arbeitswelt eintritt und als empirischer Berufsbildungsforscher weiß ich durchaus, wovon ich hier rede. Die Wege in die Arbeitswelt müssen so gestaltet werden, dass sich allen Jugendlichen gute Zukunftsperspektiven eröffnen. Immer mehr Städte und Landkreise nahmen und nehmen diese Herausforderung an. Sie wissen, dass misslingende berufliche Integration soziale Folgeprobleme hat, die vor allem die Lebensqualität in den Kommunen negativ treffen. Sie wissen auch, dass gut gebildete, selbstbewusste und aktive junge Menschen ein zentrales Potenzial für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Zukunft der Städte und Landkreise sind – gerade auch angesichts der erwartbaren demografischen Entwicklungen. Hier waren sie Vorreiter – und Sie sind immer noch dabei.

Das hat mit dem nächsten Punkt zu tun, den ich ansprechen will. Also 25 Jahre! Diesen Zeitraum nahm auch ein Artikel im *Handelsblatt* in den Blick, der ungefähr vor einem Jahr, nämlich am 30.10.2018, erschienen ist, der die Überschrift trug: „Erstmals seit 1994 mehr Bewerber als Lehrstellen – und trotzdem mehr Bewerber ohne Lehrstelle“, wobei sich das Blatt pikanter Weise einen sinnentstellenden Dreher geleistet hat: Es gibt nämlich erstmals mehr offene Lehrstellen als Bewerber. Der Artikel enthält keine Entwarnung, sondern weist darauf hin, dass Ausbildungsplätze unbesetzt bleiben, und zwar aus verschiedenen Gründen. Also:

### **Gestaltung des Übergangs Schule – Arbeitswelt als Daueraufgabe**

Die Langlebigkeit der Probleme an der Schwelle zwischen Schule und Arbeitswelt und die sich verfestigende Perspektivlosigkeit bei sogenannten jugendlichen Problemgruppen signalisierten und signalisieren, dass es sich nicht um vorübergehende, konjunkturelle Störungen, sondern um grundsätzlichere, eher strukturelle Schwierigkeiten handelt. Übergänge im Bildungssystem sind insgesamt sensibel: Dass sie als risikoreich erscheinen und oftmals auch sind, gehört zu den Merkmalen eines stark gegliederten und erheblich selektiven Bildungssystems. Das bedeutet: Übergänge sind vor allem Klippen für Kinder und Jugendliche, in deren Lebenswelt schulisches Lernen weniger gefördert wird oder gefördert werden kann und/oder die mit der Abstraktheit der schulischen Leistungsanforderungen erhebliche Schwierigkeiten haben.

Der Übergang von der Schule in die Ausbildung ist aber insofern ein besonderer Übergang, als die Ausbildung auf der Basis eines Ausbildungsvertrags erfolgt, der einem Arbeitsvertrag ähnelt. Partner sind also nicht öffentliche Bildungseinrichtungen, sondern privatrechtlich aufgestellte Betriebe. Diese entscheiden, ob und wie viel und in welchen Berufen sie ausbilden und wem sie einen Ausbildungsvertrag geben, und zwar nach Kriterien, die sie - vor dem Hintergrund der Anforderungen aus Ausbildungsordnungen und gesetzlichen Bestimmungen, wie z.B. Jugendarbeitsschutz – festlegen. Die zentrale Stellung der auswählenden Betriebe ist also das Besondere an diesem Übergang. Kommunale Übergangsgestaltung bzw. Kommunale Koordinierung im Übergang Schule-Arbeitswelt muss diese Tatsache zum Ausgangspunkt ihrer Aktivitäten nehmen.

Bislang geschah dies vor allem in der Weise, dass über eine verbesserte Berufsorientierung und Beratung Jugendliche auf die Welt der Ausbildung und der Betriebe, so, wie sie ist, vorbereitet wurden. Es wurde also letztlich, insbesondere bezogen auf Jugendliche in Risikolagen, von Defiziten ausgegangen (Stichwort: „Ausbildungsreife“). Trotz der veränderten Lage auf dem Ausbildungsmarkt scheint auch heute noch der Blick auf Defizite vorherrschend: Denn eine ziemlich große Gruppe von Jugendlichen ohne Ausbildung, obwohl viele von ihnen sich um einen Ausbildungsplatz bemüht haben. Besonders betroffen sind hiervon wiederum Jugendliche mit Migrationsgeschichte, die überproportional „außen vor“ bleiben.

### **Wie steht es um die (pädagogische) Ausbildungsqualität?**

Das ist ein ganz erstaunlicher Tatbestand: Gehört doch zu den festen Überzeugungssätzen vor allem auch der Vertreter des „Dualen Systems“ das enorme Bildungs- und Sozialisations-Potenzial berufspraktischen Lernens, nicht unter schulischen, sondern unter sogenannten Ernstbedingungen. De facto scheint es aber erhebliche und für die Jugendlichen folgenreiche Zweifel an der pädagogischen Leistungsfähigkeit dualer Bildung zu geben. Die Ausgrenzungspraxis kritisiert heftig manche Postulate aus Sonntagsreden. Oftmals wird von Betriebsseite darauf hingewiesen, dass man die Jugendlichen in der betrieblichen Ausbildung schon hinkriege, dass sie aber in der Berufsschule scheitern würden. Das heißt aber nichts Anderes: die beiden Lernorte stehen nebeneinander anstatt sich pädagogisch systematisch aufeinander zu beziehen.

Also: Die tatsächliche Öffnung der Berufsausbildung für jene, die bisher abseitsgestanden haben – oder generell: eine pädagogische Öffnung für Vielfalt in der Ausbildung, gehört gegenwärtig zu den zentralen Herausforderungen – und muss von daher Thema und Gegenstand des kommunalen Bildungsmanagements/der Kommunalen Koordinierung sein.

Warum ist dies so wichtig?

- Erfolgreiche Berufsausbildung und gelingender Einstieg in eine Fachbeschäftigung bleibt nach wie vor eine Basis für eine selbständige Lebensführung ohne dauerhafte staatliche Transferleistungen
- Viel ist in Berufsorientierung investiert worden und hierbei gibt es reale Fortschritte. Wir alle wissen: es ist nicht leicht, dass Jugendliche, die arbeitsweltfern oder in Milieus, in denen schwere Arbeit noch nicht einmal ausreichend Lohn abwirft, Interesse an einem Beruf gewinnen, sich kümmern und bewerben.

- Keine Ausbildung zu erhalten, untergräbt dieses Interesse und das Gefühl, nicht dazu zu gehören, bestätigt sich erneut. Und diese Negativbotschaften breiten sich aus: in den Familien, in den Schulklassen und den Freundeskreisen. Das sind verheerende Effekte.

### **Sind die Jugendlichen heute anders?**

In gewisser Weise ist dies natürlich eine rhetorische Frage: Aus der Sicht der Älteren sind die Jungen immer anders – und oft schwingt dabei ein Unterton von Unverständnis und auch Unzufriedenheit mit. Tatsächlich aber gibt es jenseits der geläufigen flotten Etikettierungen in Generation Golf, Generation X usw. - einige Entwicklungen und Umstände, die Anhaltspunkte dafür geben, dass und wie die jungen Leute heute anders sind.

(1) Schon vor mehr als 25 Jahren zeigten unsere damaligen Studien unter Auszubildenden eine deutliche Distanz zum Lebensmodell der Eltern, also zu der dort vorherrschenden Unterordnung des Lebens unter die Arbeit bei den Vätern und zur nahezu vollständigen Konzentration auf Familiensorge bei den Müttern. Im eigenen Lebensmodell wurde beides relativiert – und zugleich wurde Lebens- und Bedürfnisaufschub nach dem Motto: erst mal die Ausbildung! abgelehnt zugunsten einer stärkeren Orientierung auf das „hier und jetzt“. Was übrigens nicht gleichbedeutend war mit der Abkehr von Leistungsbereitschaft, deshalb titelten wir einen Aufsatz damals „Nicht die Lust an der Arbeit verloren“, aber Arbeit sollte nicht alles sein – und: für die jungen Frauen – Familiensorge nicht ganz und gar das Leben bestimmen, und vor allem: was man machte, sollte einen Sinn haben, interessant und herausfordernd sein und deswegen auch Spaß machen. Diese Tendenz hat sich fortgesetzt und verstärkt und ist heute vorherrschend, unabhängig davon, ob man dieses Lebenskonzept wirklich realisieren kann oder nicht. Also: Das Verhältnis zur Arbeit hat sich gewandelt.

(2) Schulische Bildung mit dem gesellschaftlich besonders wertgeschätzten Abitur als Abschluss expandierte weiter bei einer parallel hierzu langsam erfolgenden Abwertung von Berufsausbildung *und* bei zunehmender gesellschaftlicher Betonung, dass Erfolg von individueller Leistung – damals hieß das u.a. „Selbstmanagement“ - abhängig sei. Klassische Zuordnungen von gesellschaftlicher Lage („Klassen“ und „Schichten“) zu individuellen Karrieren und Lebenswegen funktionierten so nicht mehr. Dies legte nahe, Misserfolge als persönliches Scheitern (nahezu als „Schuld“) oder als Versagen von Elternhaus und Herkunftsmilieu zu sehen und auch sich selbst zuzuschreiben. Also: Misserfolg als Versagen.

(3) Für Bremen, für das Ruhrgebiet und auch darüber hinaus fielen mit dem Ende der Werftindustrie, den Betriebsschließungen und Rationalisierungen in Bergbau und Stahl, usw. eine große Zahl qualifizierter gewerblich-technischer Ausbildungsplätze fort, was für junge Leute ohne Abitur das Spektrum ihrer Optionen verengte. Die Verschärfung der wirtschaftlichen Konkurrenzverhältnisse insgesamt führte nahezu überall in den Betrieben zu Rationalisierungen und Einsparungen, die oftmals auch die Ausbildungsabteilungen betrafen. Betriebliche Neugründungen, vor allem im Feld der sogenannten „start-ups“ erfolgten meist ohne Ausbildungsplätze. Zugleich konnten sich Betriebe auf dem Ausbildungsmarkt bei einer großen Zahl von Bewerber\*innen diejenigen auswählen, die von Leistungsvoraussetzungen, -Bereitschaft und persönlicher Haltung am besten zu passen schienen („Bestenauswahl“). Eine Tendenz, die sich bis vor wenigen Jahren durchgehalten hat und bei den attraktiven

Ausbildungsbetrieben auch heute oft noch gilt, und die abgelehnten Bewerber\*innen mit dem Etikett eines persönlich zu verantwortenden Misserfolgs zurücklässt. In erheblichem Umfang waren hiervon junge Leute aus Familien mit Einwanderungsgeschichte betroffen, die hier geboren und/oder aufgewachsen sind.

(4) Die vom Finanzmarkt herkommende weltweite Krise des Jahres 2008 führte in einigen der südlichen europäischen Ländern zu hoher Jugendarbeitslosigkeit, hatte aber auch hier – zumindest indirekte – Auswirkungen, als es zu einer starken Ausweitung befristeter und prekärer Arbeitsverhältnisse kam, von denen junge Leute direkt nach dem Studium besonders betroffen waren. Dies führte und führt zu einer allgemeinen Verunsicherung, was sichere Beschäftigungsperspektiven betrifft. Damit beginnt eine Periode, in der Erfolg des elterlichen Einsatzes für eine gesicherte Zukunft ihrer Kinder mit Fragezeichen versehen wird.

(5) Aufgrund der großen Zahlen derjenigen, die weder erfolgreich in den Weg zum Abitur und Studium einmünden noch einen Ausbildungsplatz erhalten, entsteht eine Vielzahl von Maßnahmen zur Förderung des Übergangs (Stichwort: Benachteiligtenförderung), die gute Konzepte und wichtige Erfahrungen hervorbringen, aber doch im Wesentlichen durch einen auf die jungen Leute bezogenen Defizitansatz geprägt waren.

(6) Die Computerisierung des Alltags, die Vermassung des handy und die Verbreitung von „sozial media“ verändern massiv Kommunikationsformen, die Arten von Informationsbeschaffung und –Verarbeitung, Meinungsbildungen und Aufmerksamkeitsstrukturen und –Fähigkeiten.

(7) Mitte der 10er Jahre verändern sich die Vorzeichen auf dem Ausbildungsmarkt: mit dem Stichwort „Fachkräftemangel“ wird vor allem auf die Überalterung der betrieblich Beschäftigten hingewiesen und auf einen Rückgang der Zahl der – von den Betrieben als geeignet erachteten – Bewerber\*innen, wobei sich dies zunächst vor allem auf Wirtschaftszweige und Berufe konzentriert, die für junge Leute und ihre beruflichen Erwartungen weniger attraktiv erscheinen. Hier kumulieren also die bislang skizzierten Veränderungen und Einflüsse zu einem Rückgang an Anziehungskraft der Dualen Ausbildung.

(8) Mittlerweile übersteigt rechnerisch – wie eingangs zitiert – erstmals seit 25 Jahren das Angebot an Ausbildungsplätzen die Zahl der Bewerber\*innen, obwohl es bei ihnen einen gewissen Zuwachs durch die Ankunft zahlreicher geflüchteter junger Leute ab 2015 gibt. Auf sie und ihre vermeintlich guten mitgebrachten Qualifikationen richtete sich zunächst manche Hoffnung auf Betriebsseite. Mittlerweile entspricht die Verteilung der mitgebrachten schulischen (und z.T. beruflichen) Vorbildungen mehr oder weniger dem hier Aufgewachsenen; einer durchschnittlich hohen Motivation der jungen Geflüchteten stehen traumatische Schädigungen durch Kriegs- und Fluchterfahrungen gegenüber.

(9) Obwohl es rechnerisch mehr Ausbildungsplätze als Bewerber\*innen gibt, bleibt eine erhebliche Zahl von Ausbildungsplätzen unbesetzt. Dies ist kein schlichtes „matching“-Problem, sondern hat neben dem regionalen Auseinanderfallen von Angebot und Nachfrage und der unterschiedlichen Attraktivität von Ausbildungen und auf sie vorbereitenden Berufen aus Sicht der Jugendlichen vor allem auch damit zu tun, dass es offenbar eine größere Gruppe von Bewerber\*innen gibt, die die Betriebe für eine Ausbildung für ungeeignet halten (und die

aus betrieblicher Sicht ein erhebliches Risiko von Fehlinvestitionen bedeuten). Ein déjà vue? Ja und nein.

(10) Es sind weniger Jugendliche als zu Beginn der Nuller Jahre betroffen, was Zuschreibung und Selbstbild als Versagen besonders nahelegt. Und in dieser Gruppe konzentrieren sich stärker jene, die aus eher randständigen sozialen Lagen – sprich: auch aus Armutsverhältnissen – mit prekären Beschäftigungsverhältnissen in Familie und nahem Umfeld kommen und in einer Distanz zu schulischen Leistungserwartungen mit diversen Misserfolgserfahrungen aufgewachsen sind. Das Sich-Einrichten in einer solchen prekären Lebenslage mit Gelegenheitsarbeiten, Rumhängen mit Kumpels usw. wird zu einer Option. Jugendliche aus Familien mit Migrationsgeschichte machen einen erheblichen Teil dieser Gruppe aus. Aber auch sie sind Teil der „anderen“ Jugend: trotz aller enttäuschten Erwartungen und dem Gefühl, an den Rand gedrängt zu sein, geht es ihnen nicht nur um Geldverdienen, sondern auch darum, etwas Sinnvolles zu tun, dass sie befriedigt, und in ihrer Leistungsbereitschaft ernstgenommen zu werden. Aus Maßnahmen, aus nachbarschaftlichem Engagement und aus Ausbildungen, die hierauf gucken, gibt es zahlreiche Beispiele starker Entwicklungen solcher jungen Leute, die richtig Mut machen. Zugleich aber bleibt die Motivation instabil und die Leistungsbereitschaft fragil: neue Misserfolgserlebnisse bedienen das schon vorhandene Selbst- und Fremdbild.

(11) Last but not least: Was die Benachteiligungen von jungen Frauen und jungen Männern betrifft, so haben sich in den letzten 25 Jahren durchaus Verschiebungen ergeben: in der Schule haben die Mädchen und jungen Frauen ihre männlichen Altersgenossen hinter sich gelassen und als besonders schwierige Gruppe erweisen sich mittlerweile junge Männer mit einem traditionellen Rollen- und Familienbild. Im Berufsleben sieht das dann wieder anders aus, weil nach wie vor Muttersein und eine kontinuierliche berufliche Vorwärtsentwicklung nur schwer zu vereinbaren sind. Auch die Weichen für genderbezogene Ungleichheiten werden früh gestellt und müssen weiter Aufmerksamkeit finden.

### **Komplexe Problemlagen erfordern breite Partnerschaften**

Was zu der Besonderheit des Übergangs von der Schule in die Berufsausbildung gesagt wurde – und welche Folgen dies für Lage, Erfahrungen und Selbst-Bewusstsein der Jugendlichen selbst hat, hat vermutlich deutlich gemacht: wir haben es bei der Übergangsgestaltung mit komplexen Problemlagen zu tun.

Vor 25 Jahren, aber auch noch beim Start der Arbeitsgemeinschaft Weinheimer Initiative vor 10 Jahren stand der Übergang an der sogenannten 1. Schwelle, also von der Schule in die Ausbildung, im Zentrum. Mittlerweile ist uns allen klar, dass wir den Übergangsprozess als eine zeitlich langgestreckte biografische Periode verstehen müssen, der mit der ersten ernsthaften Auseinandersetzung mit der eigenen beruflichen Zukunft (also zumeist in Klassenstufe 7) beginnt und im Grunde erst endet, wenn nach erfolgreicher Ausbildung eine erste, solide Einmündung in eine Arbeitstätigkeit erfolgt ist. Berufsausbildung ist von daher ein zentraler Teil dieses Übergangs und ihm keineswegs äußerlich.

Die Einbettung des Übergangs in eine biografisch schwierige Lebensphase und ihr sozialer Kontext, also Quartier, Familie und Freundeskreis, usw., erfordern, bei allen Fragen der

Förderung und Unterstützung, also bei dem, was man neudeutsch gern „Empowerment“ nennt, dies mit zu berücksichtigen. Die frühere starke Fixierung auf Berufsorientierung im engeren Sinne war vor diesem Hintergrund „zu kurz gesprungen“. Es sind also integriertere Ansätze gefragt.

Damit zeigt sich auch, dass „Übergangsgestaltung“ eine *Querschnittsaufgabe* ist. Dies gilt sowohl für die Zusammensetzung und die lebendige Kooperation in „Lokalen Verantwortungsgemeinschaften“, zu denen immer auch Betriebe, Berufsschulen und Kammern gehören müssen. Sondern dies gilt auch für die Kooperation zwischen den verschiedenen Verwaltungen, die jeweils ein Teil der komplexen Problematiken als Aufgabenbereich haben, und den verschiedenen Agenturen, die Aufgaben in diesem Feld übertragen bekommen haben.

Ein wichtiger Schritt in diese Richtung sollte die Errichtung von Jugendberufsagenturen sein; in Bremen seit 2015. Ich weiß nicht, wie es hier in Bremen läuft. Ganz generell aber ist zu beobachten, dass in vielen JBAs die beteiligten Institutionen ihr „Zuständigkeitsdenken“ noch nicht wirklich zugunsten eines gemeinsamen stützenden und fördernden Umgang mit den Jugendlichen und jungen Erwachsenen überwunden haben.

Besonders problematisch wäre es, wenn im Empfinden der jungen Leute sich in der Jugendberufsagentur nicht die Unterstützung, sondern die Kontrolle potenzieren würde. Von daher geht z.B. der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge in seinem Vorschlag zu Erfolgsmerkmalen guter Jugendberufsagenturen davon aus, dass sich diese auch im Sinne eines präventiven Ansatzes positiv in bestehende lokale Netzwerke – wir nennen dies „Lokale Verantwortungsgemeinschaft – einbringen. Die Jugendberufshilfe wäre dabei stets ein wichtiger Partner.

Auch dies ist – wie alles, was ich kurz erwähnt habe – leichter gesagt als getan. Aber stets muss gelten: Gemeinsame Verantwortung vor abgeschotteter Zuständigkeit, und immer muss das gelten, was der Deutsche Verein so formuliert: zum Wohl der jungen Menschen.

### **Übergang als „Lehrstück“ über unsere Gesellschaft**

Aus einer solchen komplexeren Sichtweise heraus, die Arbeitsmarktfragen, soziale Lagen und Bildungsperspektiven miteinander in Beziehung setzt, ohne sie mechanisch zu verkürzen oder lediglich als „Managementproblem“ zu fassen, kommt der Übergang als Lebenserfahrung der Heranwachsenden wieder in den Blick. Der Übergang in die Arbeitswelt macht nicht nur jenen zu schaffen, die üblicherweise als „Benachteiligte“ bezeichnet werden, sondern der Bedeutungsverlust sogenannter „Königswege“ in Arbeit und Erwachsenenleben macht für alle die Übergänge schwieriger, wenngleich unterschiedlich risikoreich. Die häufig damit einhergehende Verlängerung der Periode bis zur einigermaßen gesicherten Ankunft im Beschäftigungssystem vergrößert das biografische Gewicht der Übergangsphase, in der es für die jungen Erwachsenen zugleich unmittelbar um eigenverantwortliche Lebensgestaltung geht. Die Erfahrungen, die die jungen Erwachsenen im Übergang machen, sind von daher zugleich und ganz wesentlich auch als Erfahrungen mit unserer Gesellschaft und ihrem Umgang mit zentralen Werten zu verstehen.

## **Schluss**

Ich ende, wie ich begonnen habe: mit Hochachtung vor dem, was hier getan wurde und wird, und mit dem Wunsch, dass dies wirklichkeitstüchtig und wirksam fortgesetzt werden kann.

*Bremen, 20.September 2019*